

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

In der Bar

(R. Kriesch)



„Wie lang denkst du eigentlich noch hierzubleiben, Otto?“ — „Wat, denken soll ich jetzt och noch!“

DER NEUE LIEBLING DES HAUSES

VON WALTER FOITZICK

Bremers haben jetzt wieder einen Hund, einen Hund mittlerer Größe und großartiger Rasse, was man bei Hunden am Preis erkennen kann. Bremers fühlen sich einsam ohne Hund. Der neue Hund ist kein ausgesprochener Wachhund, er soll aber bellen, wenn jemand kommt, nicht zuviel bellen, so ein mittleres bürgerliches Bellen, einmal „Wau“. Das genügt. Diebe soll er mutig stellen und angreifen, aber nicht den Briefträger und den Mann, der die Gasrechnung bringt. Er soll unterscheiden können, wer erlaubt Geld aus dem Hause trägt und den, der es unerlaubt tut.

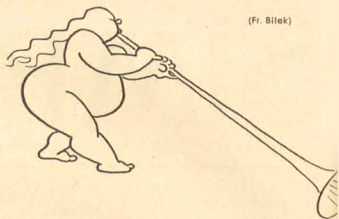
So klug sollen Tiere manchmal sein, wo es doch die Menschen kaum können. Ob Tom, der Hund, das kann, weiß man noch nicht. Er ist nämlich noch nicht eingewöhnt, Bremers gewöhnen ihn jetzt ein. Das Eingewöhnen besteht darin, daß man versucht, ihn unter dem Sofa hervorzulocken.

„Man muß ihn gar nicht beachten“, sagt Direktor Bremers. Bremers beschäftigen sich sehr eifrig damit, ihn nicht zu beachten. Manchmal ruft Frau Bremers ganz harmlos „Komm Tommerle“ und hält ihm etwas Roastbeef mit Sauce und Beilage hin. Dann verzieht sich Tom noch tiefer unter das Sofa, und der Herr Direktor sagt ärgerlich: „Du sollst das Tier nicht so angreifen.“ Er sagt es aber ganz leise, denn lautes Sprechen kann der Hund nicht vertragen. „Er ist so nervös von der langen Eisenbahnfahrt in der Kiste“, erklärt Herr Bremers. Beim geringsten Geräusch zuckt er zusammen, und wenn jemand einen Kaffeelöffel auf den Teller legt, rührt es Tom wie ein Donnerstsch. So empfindlich ist der Hund gegen Geräusche. „Er hätte Mikrofon werden sollen“, sagt Frau Bremers, aber manchmal, wenn es niemand hört, ruft sie

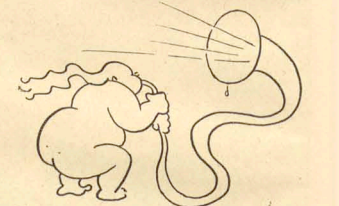
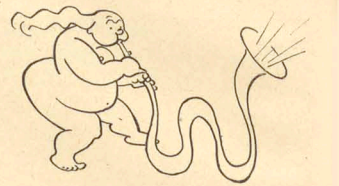
beherzt: „Du Mistvieh“, weil Tom noch immer keine Anhänglichkeit von sich gibt. Bremers unterhalten sich jetzt immer im Flüster- ton, aus Rücksicht auf Toms zerrütete Nerven. Fressen will er keineswegs in ihrer Gegenwart, und Bremers müssen zu Toms Mahlzeiten ausgehen, weil sie kein eigenes Freßzimmer für den Hund haben.

Tom bellt nie, auch nicht wenn der Briefträger kommt und der Gasmann, und das hält man für ein Zeichen von Wohlergehen. Einmal hat Frau Bremers ihn versehentlich auf die Pfote getreten, da jaulte Tom auf und schnappte nach ihrer Wade. „Siehst du, er wird schon zutraulich“, rief Herr Bremers erfreut über die rasge Anteilnahme des Hundes am Leben des Hauses. Ob Tom bellt, wenn ein Räuber kommt, konnte bisher noch nicht festgestellt werden, denn Bremers haben keinen Räuber zur Verfügung. Beide werben um das Herz ihres Hundes in aller Behutsamkeit, der aber bleibt stolz und unnahbar, wie es edlen Rassehunden im Handelswert von Mark zweihundert zukommt. Er tut, als merke er ihre Zuneigung nicht. Frau Bremers sagt, so hochgezüchtete Tiere müßten so sein, während sie ihn, wenn sie allein ist, mit dem unedlen Ausdruck „Schisser“ beleidigt.

Ich selbst, der ich Bremers gelegentlich besuche, finde diesen Hund ganz vorzüglich. Ich bin niemals gezwungen zu sagen: „Welch reizend, temperamentvolles Tier“, wenn er zur Begrüßung beide schmutzige Vorderpfoten auf meinen frisch-gebügeltten Anzug legt. Nein, das tut er nicht. Er fürchtet sich, der gute Hund. Ich ziehe seine Zurückhaltung der aufdringlichen Fröhlichkeit über Mischrassen vor.



(Fr. Bilek)



EMPÖRENDE / VON HANS KARL BRESLAUER

Aufgeregt, die Wangen von der kalten Luft gerötet und nervös die Handschuhe abstreifend, betritt Frau Irene die Kanzlei ihres Anwaltes.

„Doktor“, sagt sie und ihre Stimme zittert vor Empörung, „entschuldigen Sie, daß ich Sie überfallig — aber ich muß mit Ihnen sprechen.“ Derken Sie nur, als ich gestern nachmittags Besorungen machte, verfolgte mich ein älterer Herr...“ „Das kommt vor“, lächelt Doktor Enzensberger, die hübsche Klientin mit einem wohlgefälligen Blick ansehend, „das kommt vor!“ „Ich mußte zu einer Freundin ins Café Anglais und hatte kaum Platz genommen, als auch schon dieser zudringliche Verfolger an einem Nebentisch

saß, mich anstarrte und sich auffallend mit einer Zeitung beschäftigte... Sie verstehen, Doktor?“

„Und ob!“ schmunzelte Doktor Enzensberger. „Ich verstand natürlich auch — und heute ist auch schon eine Annonce in der Zeitung... Eine Annonce in englischer Sprache... Bitte lesen Sie!“

„Er ersucht Sie um ein Wiedersehen!“ sagt der Doktor, die Annonce überfliegend. „Das ist alles!“ „Und wie finden Sie dieses Ansinnen?“

„Gnädige Frau, ist es ein Wunder, wenn ein kalt-schmeuziger Engländer beim Anblick einer schönen Frau lichterloh brennt?“

„So — es ist kein Wunder!“ Frau Irene spielt nervös mit ihrem Handtäschchen, läßt den Verschluss auf- und zuklappen und sagt unvermittelt: „Und was raten Sie mir?“

„Nichts... So ein Inserat ignoriert man!“

„Ignoriert man?“ fährt Frau Irene auf, „ich will es aber nicht ignorieren... Das wäre noch schöner... Was würde er von mir denken... wenn ich... nein — nein... er müßte mich ja für einfältig halten!“

„Liebe gnädige Frau, ich als Anwalt...“ „Sehr traurig“, zieht Frau Irene die Augenbrauen hoch, „sehr traurig, wenn Sie keinen anderen Rat für mich haben... Man ist also, weil man eine schwache Frau ist, ganz auf sich selbst angewiesen...“

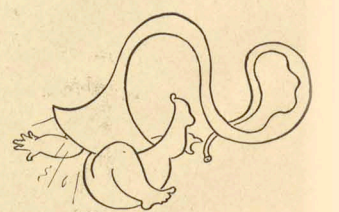
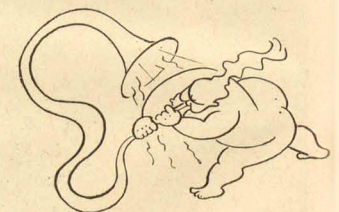
Doktor, ich wollte ihm ja zuerst selbst schreiben... Jawohl... Aber mein Englisch ist zu mangelhaft; er könnte den Brief mitverstehen und das will ich vermeiden... Er soll genau wissen, was ich ihm zu sagen habe...“

„Aber, gnädige Frau...“

„Einen Augenblick, Doktor... Sie sprechen vorzüglich Englisch, und deshalb komme ich zu Ihnen... Ich lasse die Sache nicht auf sich beruhen...“

„Wie Sie wollen, gnädige Frau“, seufzt Doktor Enzensberger, der ja schon so vieles während seiner langjährigen Praxis erlebt hat, „was wünschen Sie also, daß ich ihm schreiben soll?... Ich muß Sie aber aufmerksam machen, daß keine gesetzliche Handhabe vorliegt...“

„Kommt auch nicht in Frage, Doktor“, tremoliert Frau Irene, „schreiben Sie ihm kurz, ganz kurz, daß ich morgen um fünf in der Mexiko-Bar bin!“



Resignation

Von Dr. Owiglag

Mit unserem „Wissen“ um Gott und Welt, nun ja, ist's ungefähr so bestellt: im gängigsten Fall betrifft es ein Quentchen, vielleicht ein millionstel Prozentchen.

Und bloß ein hochbegabetes Haus a b n t noch ein bißel drüber hinaus; aber nicht viel. Der Rest ist — Schweigen?

O nein, der Rest ist Mäcken Schwanz, ist von Island bis fernhin zum Hindufuß Kippengelschnatter und Jungensduß.

Wir bauen Systeme, Gesetz um Gesetz; wir füllen die Leere mit gellem Geshmä; wir plären wie ängstliche Kinder im Dunkeln... Nur „bessere Kreise“ belassen's beim Munkeln.

Und die einzigen Sterne lächeln und funkeln.

POSAUNERIE

Jhre Leibesübungen

(Wilhelm Schulz)



„Habt s' es g'hört, des Eisschiaßn is jetzt a olympischer Sport word'n?“
„So, nacha hat 's Tarocken aa noch Aussichten!“

Organisation

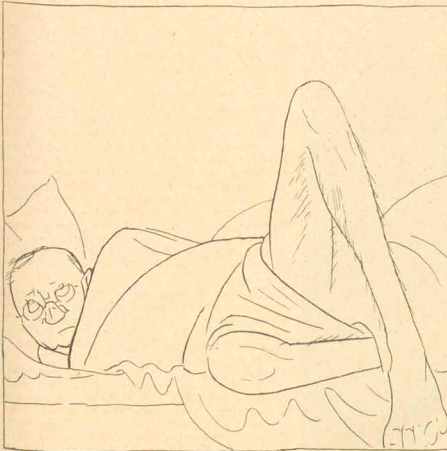
(E. Thöny)



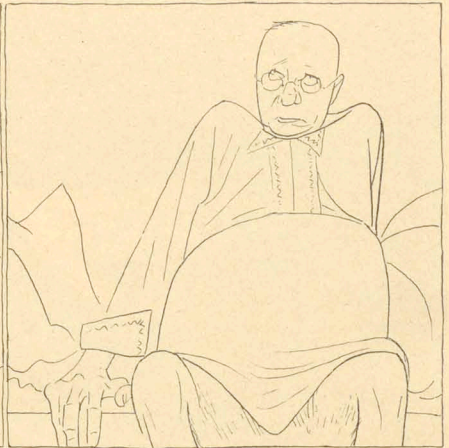
„Weißt du, wer der da vorne ist?“ — „Na klar, ist doch der Referent für Pulverschnee!“

Einfache Lösung

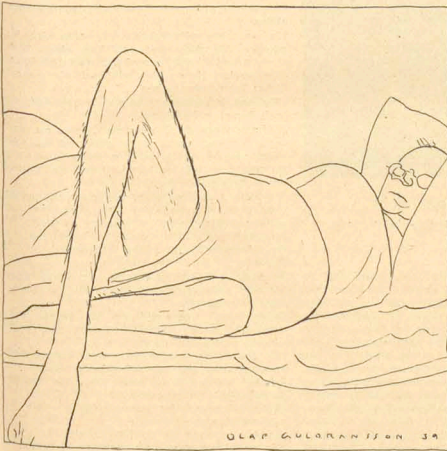
(O. Gulbransson)



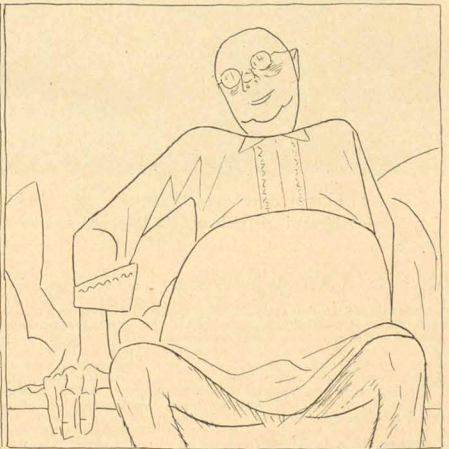
„Ist's vom Schicksal mir als Muß
zudiktirt und aufgegeben?
Täglich mit dem linken Fuß
steig ich aus dem Bett ins Leben,



in den altgewohnten Leim,
in des Alters zähe Schmiere.
Tief im Pech bin ich daheim,
wo ich mühsam vegetiere.“

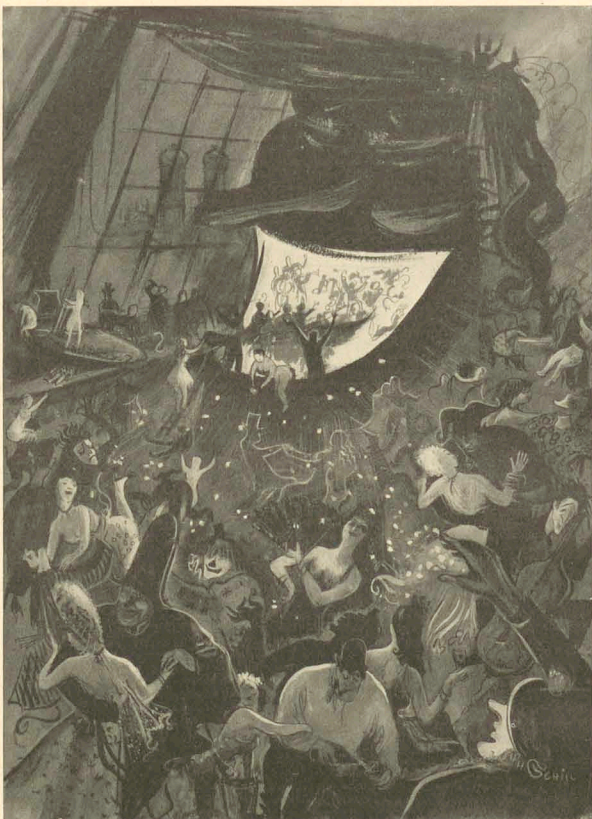


— Schicksalsfügung? Keine Spur!
Wenn das Leben dir vergällt ist,
liegt's an d i r nicht, sondern nur
daran, wie dein Bett gestellt ist.



Dreh's um hundertachtzig Grad:
links wird so nach rechts verschoben,
und des Glückes Rosenpfad
führt dich sanft beschwingt nach oben.

Ratatlöser



Aus einem Brief aus München: „Ihr glaubt gar nicht, wie still und friedlich so ein Winterabend im Atelier ist!“

MARIETTA / Von Bastian Müller

Seit langem gefiel mir das Tabakmädchen aus der Rue Boulanger; Marietta hieß sie, das wusste ich. „Marietta, wie wäre es heute abend auf dem Hügel?“ hatte ich schon oft heimlich und lockend gesagt. Sie wollte nicht. „Merci“, lachte sie, „schrecklich gerne, aber meine Mutter...“ Es war eine vergebliche Werbung und ich wäre so gern mit ihr unter den Oliven auf dem Vencehügel umhergegangen und hätte ihre Schönheit gelobt und mich an ihrer Jugend erfreut; denn ich mochte die anderen nicht mehr so gerne sehen, die Frauen von drüben und die aus Paris. Seit mich Babette aus Memphis lachend heimgeschickt hatte, nach der ganzen schönen Zeit, die wir miteinander hatten, war ich recht trübselig und einsam geworden. Marietta hätte mir helfen können. Schade, daß ich kein Maler war, ich hätte ein Bild von ihr gemalt. Die Rosen erblühten, das Gold der reifen Orangen wurde weniger, dafür begann aber der Duft

der Mimosen die Abende schwer und süß zu machen. Ich ging, mir Zigaretten zu holen und traf Marietta bei einer Näharbeit. „Ein neues Kleid?“ erkundigte ich mich höflich. Sie hielt das Wunderwerk vor und lachte. Es war ein Kostüm, ein Blumenmädchenkostüm aus grün und violetter Seide. Ich wusste nicht, was ein Tabakmädchen damit anfangen wollte. „Karneval in Nizza“, flüsterte sie und legte einen Finger auf die Lippen. Einen Augenblick wollte mir das Herz am Halse schlagen, dann tat ich so, als habe ich weiter kein Interesse am Karneval in Nizza. Ich zahlte und ging. Aber ich ging nicht nach Hause an meine Arbeit, ich kehrte bei Valentino ein, dem Patron der Brasserie und fragte, was ich wohl anziehen müßte, auf einem Maskenball, um wie ein Einheimischer auszusehen. Es war ein langes und schweres Überleben. Am Ende riet mir Valentino in die Berge zu gehen und ein Hirtencostüm aufzutreiben, eins, das nach scharfer Wolle riecht. Vierzehn Tage waren es bis zum Rosen Sonntag, wie langsam vergingen sie; als es soweit war,

nahm ich mein Bündel unter den Arm und fuhr mit dem Bus nach Nizza. Ich hatte vorgehabt, ein Zimmer zu nehmen, es war aber nichts zu haben, außer in ganz teuren Hotels. So kleidete ich mich am Bahnhof um und gab meine Kleider ab. Die Sonne schien an diesem Tage schon sehr heiß und ich schwitzte unter meinem Hirtentum und in den Fellsandalen. Nachmittags war meine angeklebte Barbrause völlig zerzaust. Überall hatte ich gesucht, auf den Wagen, auf den Straßen. Es war natürlich ein Unsinn, in dem Getümmel einer tollgewordenen Stadt ein ganz bestimmtes Blumenmädchen zu suchen, in einem grün und violetten Kostüm. Gegen Abend suchte ich Pierre, in der Rue petit marché auf, der dort ein Restaurant hatte, in das wir Fremden aus Cagnes immer einkehrten, wenn wir in die Stadt fuhren. Er hatte eine Menge zu tun. Alle waren maskiert, ein paar Männer steckten die Köpfe zusammen und einer grüßte mich. Ich trug keine Maske wie die anderen, er mußte mich erkennen.

Nachdem ich meine dicke Suppe gegessen hatte und beim Rest des Weines war, kamen neue Gäste, ein ganzer Schwarm. Lachend stürmten sie in das hintere Zimmer. Plötzlich stützte ich. Sie war dabei. Ich glaubte, sie habe mich noch nicht entdeckt, stand auf und eilte auf die Straße, stibitzte einem kleinen Jungen eine Maske und rannte zurück zu Pierre. Die lustige Gesellschaft saß im hinteren Zimmer und spielte groß zu Abend. Das Blumenmädchen mitten unter ihnen. Der Arm eines Pierrot legte sich manchmal auf ihre Schulter. Es tat mir sehr weh, aber ich konnte ja nicht hingehen und Einhalt gebieten; es war Karneval. Es war eine Geduldsprobe; die da drinnen feierten ein sehr üppiges Mahl und ich aß aus lauter Verzweiflung noch eine Portion Salat und Fisch. Als die Gesellschaft endlich aufbrach, folgte ich ihr. Ich konnte keinen mit Gewißheit, aber ich glaubte, daß der Pierrot Michonks war, der Russe mit den weißen Haaren.

Unterwegs kauften sie sich alle Klapperpflitschen und machten einen Heidenlärm; schließlich mischten sie sich unter die Tanzenden auf der Promenade des Anglais, wo die Fremden in den Hotelgärten saßen und sich mit Zuschauern vergnügten. Dort pirschte ich mich an das Blumenmädchen und zog sie aus den Armen des Pierrot. Nun erkannte ich mit Gewißheit den russischen Maler.

Sie war sehr mißtraulich und wollte sich loswinden. Die Akkordions spielten einen Walzmusette und ich hielt sie einfach fest. „Marietta“, flüsterte ich, „komm, ich will auch nie mehr in Emiles Tabakladen gehen...“ „Welchen Tabakladen?“ fragte sie gedämpft und noch immer mißtraulich.

„Auf der Place de Chateau zu Cagnes sur mer“, sagte ich und wollte ihr zeigen, daß ich mich auskannte. Da lechte sie: „Na, wenn du das versprichst, aber laß uns hier fort, daß die anderen uns nicht wiederfinden.“

Sie hatte dies aber mehr geflüstert als gesprochen und ich hatte keine Zeit, mich über das seltsame Klang ihrer Stimme zu wundern. Wir schlichen und liefen durch die Tanzenden und das Blumenmädchen wollte irgendwohin in die Altstadt.

In einem Ball-Oriental tanzten wir. Einmal sagte Marietta: „Wie schön der Hirtentumantel riecht, ganz stark nach Schafhaar.“ Ein andermal fragte sie, wo ich meine Herde habe. Wir waren sehr lustig, aber dann sagte sie, sie müsse nun nach Hause. „Ma cher Mama!“ sagte sie und ich konnte diese Redensart. Ich wollte mir ein Kleiderbündel vom Bahnhof holen und mich hinran, aber sie bestand darauf, allein heimzukehren. „Dann ist ja wieder alles vorbei“, wagte ich einzuwenden.

„Braucht es doch nicht“, flüsterte sie. Wir verabredeten uns für nächsten Dienstag auf dem Hügel bei Marc's Sterne. Sie fuhr heim, ich trieb mich noch die ganze Nacht in den Straßen herum und traf gegen Morgen Michonks genau vor Cook. Mit ihm fuhr ich dann heim. Er erzählte, Babette sei auch anfangs mitgewesen, aber dann habe sie ihre Freundin verloren und habe überall gesucht. Ob ich sie nicht zufällig gesehen habe? Ich hatte Babette nicht gesehen, die Freundin kannte ich nicht. Sie war nach meiner

Zeit mit Babette von Paris übergekommen. „Wie war es?“ fragte mich Valentino am anderen Tag. „Hat der Hirtenmantel das seine getan?“ Ich lachte, ja, das hatte er getan. Am Dienstag abend war ich pünktlich auf dem Vencerhügel, ging unruhig rund um die Zisterne. Vom Chateau schlug es acht, gleich mußte sie kommen.

In der Ferne kam jemand, aber dann ging ich ein Stückchen weiter weg, dachte sie war es nicht. Aber ich wollte mich nicht zu weit entfernen und kehrte um. Die Dame stand an der Zisterne und sah in das trübe Regenwasser, in dem sich der grüne Abendhimmel spiegelte. Ich ging vorbei und fühlte, wie sie mir nachsah.

Um neun Uhr gab ich es auf und ging auf kürzestem Weg in den Tabakladen. Aber die Mutter kam und bediente. Eifersucht quälte mich, ich wußte nicht, wie ich von allem halten sollte. Am anderen Morgen war ich in aller Frühe wieder da und sagte: „Paket Gaulois.“

„Wie war's auf dem Karneval?“ fragte Mariette.

Da wurde ich böse und machte ihr Vorwürfe. „Ich bin der Hirte“, sagte ich. Sie verstand mich nicht; als ich sie an Einzelheiten erinnern wollte, schüttelte sie unschuldig den Kopf. Sie war noch nie in Nizza auf dem Karneval gewesen. „Meine Mutter würde es nie erlauben“, sagte sie. Beschämt ging ich nach Hause, dachte über alles nach. Mittags aß ich im Novelty, wo die Amerikaner sich trafen. Neben Babette saß die Dame, ich ging hin und stellte mich vor. „Wie war's am Sonntag?“ fragte ich Babette, als sie nie etwas zwischen uns entzweit gegangen.

„Ach, nicht so nett“, sagte sie. Dann erzählte sie von ihrer Freundin aus Paris. Sie habe solches Pech gehabt, habe sich in einen richtigen Hirten verliebt und sich verlobet und der sei nun nicht gekommen. An der Stelle, wo er mit seiner Herde weilen wollte, seien sie heute gewesen, aber da sei ein Weinberg und kein Platz für Schafe. In der ganzen Gegend seien keine.

„Ich hatte mich so gefreut“, lachte die Dame aus Paris, „auf das verlegene Gesicht des Burschen, wenn er mich gesehen hätte. Er meinte, ich sei ein Tölpel und sich vor mich zu heulen. Mariette muß sie heißen, gesehen hatte, ich gestehe habe ich sie mir noch mal angesehen. Es ist dasselbe Mädchen, das mir mein Kostüm nähte.“ „Ja, sie ist sehr nett“, sagte ich und ging.

Mann mit Kater / Von Hans-Horst Brachvogel

Als ich erwachte, war es früher Vormittag. Die Sonne schien ins Zimmer, machte es warm und freundlich, aber meine Stimmung war nicht freundlich. Ich war sozusagen verkater.

Ich stand auf, öffnete die Fenster, steckte meinen schweren Kopf in die kühle Luft und atmete tief. Ich hatte Durst, mein Mund brannte, meine Lippen waren spröde und in den Augen schien Sand zu sein.

Ich überlegte, was eigentlich geschehen war. Am Nachmittag hatten zwei Schenkende angerufen, die ich lange Zeit nicht gesehen hatte. Ich sagte Edith, daß ich um Mitternacht zu Hause sein würde. Dann war es viel später geworden, aber davon wußte ich nichts mehr.

Stöhnend kleidete ich mich an und ging ins Frühstückszimmer. Edith wartete bereits. Prüfend sah sie mich an. Ich senkte den Blick meiner schuldigen entzündeten Augen. „Du siehst nicht gut aus“, stellte sie fest. „Fehlt dir etwas?“ „Aber nein!“ rief ich fröhlich. „Ich fühle mich wohl wie ein Fisch im Wasser.“ Sie goß mir Kaffee ein und strich mir ein Marmeladenbrötchen. „Oder willst du lieber etwas Herzhaftes?“ fragte sie. „Vielleicht eine Fleischbrühe und Aufschnitt?“

„Was denkst du nur!“ erwiderte ich entrüstet. „Ich habe doch keinen Kater.“ Und ich trank den Kaffee, der sicher vorzüglich war, aber wie warmes Wasser schmeckte, und aß die Brötchen, tapfer, doch ohne Appetit.

„Wann bist du nach Hause gekommen?“ fragte Edith nach einer Weile. „Ich habe gar nichts gehört. Du mußt sehr leise gewesen sein.“ Ich warf ihr einen scheuen Blick zu und atmete erleichtert auf. Sie schien erglos zu sein.

„Ja“, erklärte ich also. „Ich gab mir auch Mühe, leise zu sein. Oh, ich gab mir solche Mühe. Ganz vorsichtig öffnete und schloß ich die Türen, zog mir die Schuhe in der Diele aus, legte die Kleider im Wohnzimmer ab und schlich ins Schlafzimmer. Ich war glücklich, als ich deine ruhigen Atemzüge hörte.“ — „Du bist während aufmerksam.“

„Ist doch selbstverständlich!“ wehrte ich ab. In meinem Kopf pochte es wie in einer Schmiede. „Ich kam kurz nach Mitternacht.“

Freundlich goß Edith mir neuen Kaffee ein und strich mir ein frisches Brötchen. Ich hatte heftigen Appetit auf etwas Scharfes und Saures. Aber ich konnte das nicht sagen. Wir waren erst seit sechs Wochen verheiratet, und ich konnte doch nicht gleich mit solchen Sachen anfangen.

„Ich freue mich“, sagte Edith, sanft lächelnd, „daß du so häuslich bist; aber ich bin keine Xanthippo. Wenn du wieder einmal nett mit Freunden zusammensitzt, brauchst du es mit der Zeit nicht so genau zu nehmen.“

„Du bist wundervoll!“ sagte ich begeistert und innerlich ein wenig beschämt. Nie mehr wollte ich sie hintergehen. Außerdem fühlte ich mich nicht wohl, verdammte noch mal, und wenn ich die Wahrheit gesagt hätte, würde sie mich vielleicht verurteilen und mir etwas Saures und Herzhaftes geben statt dieses lauwarmen Kaffees.

„Willst du eine Zigarette?“ fragte sie und reichte mir Schachtel, Zündhölzer und Ascher, wie jeden Morgen.

„Danke“, sagte ich, zündete mir widerstrebend eine Zigarette an und sah mich um. „Ist die Zeitung nicht gekommen?“

„Doch!“ Edith lächelte lieblich. „Sieh, wie ich sehe, in deiner Jackentasche. Wahrscheinlich hat sie die Zeitungsfrau heute früh hineingesteckt, wie?“ Lächelnd ging sie hinaus. Ich zog die Zeitung aus der Tasche, und mir fiel ein, daß Edith recht hatte. Als ich morgens nach Hause kam, hatte ich die Zeitungsfrau getroffen.

Ich drückte die Zigarette aus. Der Rauch brannte in den Augen und auf den Lippen; die Zigarette schmeckte wie Stroh, und mir war schlecht.



mit
KUPFERBERG GOLD
 dem Sekt, der immer gut schmeckt und
 immer gut bekommt * seit 88 Jahren
 anerkannt und beliebt.
 Die gute Laune selbst
CHR. ADT. KUPFERBERG & CO., MAINZ
 GEGR. 1850

Der Küfer vom „Dreifaltigkeitskeller“

VON REINHARD KOESTER

Der „Dreifaltigkeitskeller“ liegt in einem stillen Tal des Rheingaus zwischen Afmannshausen und Oppenheim, in einer Gegend also, in der die erlesenen düsternen Weine wachsen. Treiben in dem Namen nicht berührt und nur unter den Einwohnern der paar umliegenden Weindörfer bekannt. Die Weine, die aus ihm hervorgehen, tragen klavngelovte Adelsnamen, die auf Zunge und Gaumen der Kenner schon beim Lösen eines fleischlichen Geschmacks heraufschlagen. Treiben in den Büchern des riesigen Weinguts, zu dem er gehört, wird er ganz sichtlich als „Reserve-Fäßkeller“ bezeichnet. Dort steht er sogar an letzter Stelle, teils weil er der kleinste Keller ist, teils weil er in einem entfernnten, spitz auslaufenden Südzüpfel des Gutes liegt, wo freilich auf einem kleinen sonnengeseigneten Fleck Spitzausgangswäse reifen, die in guten Jahren als Spitzlese geerntet und als Trockenbeerenauslese ihre höchste Steigerung erfahren. Und der Hüter und Pfleger dieser „Rheingold“-Schätze war viele Jahrzehnte lang der Küfer Gottlob Wuerzt.

Er war es. Denn dieser Küfer Gottes ist zu seinem himmlischen Herrn heimgearungen. Aber wohl kaum zur ewigen Ruhe, denn wenn es dort oben Weine gibt — und ein Himmel ohne Wein wäre für Gottlob Wuerzt ein enttäuschender Aufenthalt — wird zwischen seiner irdischen und himmlischen Tätigkeit kaum ein Unterschied sein. Jedenfalls übersteigt es jedes Maß menschlicher Phantasie, sich Meister Wuerzt als Harfe spielenden oder Pauke schlagenden Engel vorzustellen, und wenn der Herr der Heerscharen überhaupt einen Küfer brauchen sollte, dieser sicherlich seit langem bei ihm vorgemerkt. Zumal ja viele Küfer tief in der Hölle schmoren oder im Fegefeuer auf unangenehme Art an ihre heimlichen Verstöße gegen das Weingesetz erinnert werden.

Der tief in den Berg eingemauerte „Dreifaltigkeitskeller“ heißt sich „Gotteshaus“, denn so, weil über dem Tor in primitiver Arbeit die Gestalten eines alten und eines jungen Mannes eingemeißelt sind, über deren Hüften eine Taube schwebt. Ein Kunstschweizerländer, der ihm die Gebilde zeigte, war freilich der Ansicht, daß es sich nicht um Gotteshaus, sondern um ein Grab, sondern um den alten trinkfesten Noah, der seinem Sohn in der Arche die Grundregeln des Weinbaus und des Weingeschmacks beizubringen sich anschickte, während die Taube mit dem Ölzwig den Sinken der Sintflut anzeige. Eine symbolische und nicht aller Wahrscheinlichkeit entsprechende Deutung, da die beiden Gestalten rindliche Gefäße in den Händen halten, die einem bauchigen Römer nicht unähnlich sind. Außerdem sind im Hintergrund verwachsene Konturen von Tierköpfen sichtbar mit gutmütigem und nicht dem Ausdruck gestürzter Höllenfürsten, wie das der alte Dorfparvier wissen wollte. Vielleicht war es gut, daß mein kunstverständiger Freund diese profane Enthüllung gerade an dem Tage vornahm, an dem Meister Wuerzt zu Grabe getragen worden war, denn wenn Noah auch als sein ältester Sohn sich so hätte benehmen müssen, dann wäre wahrscheinlich doch schwer zu vermeiden, daß sein „Dreifaltigkeitskeller“ in Wahrheit ein „Noahkeller“ sein sollte —

Nie hat das stille Weintal, dessen Name ich verschweigen muß, um nicht in rücksichtslosigen Weinfeiern den größten Gedanken eines Grabbesuchung aufkommen zu lassen, eine so langen Trauerzug gesehen — nie so ehrlich betrubtete Mienen auch des letzten Mitgänger — nie eine so würdig-belebte Fröhlichkeit wie beim nachfolgenden Gedächtnisstrunk — und nie einen so stillen Sarg. Denn in diesem Sarg war aus ihm ein Weißfuß geformt, ein etwas uraltes, einchenes Halbstück, und darum war er auch nicht eckig und spitzkantig, wie sonst Särge sind, sondern überall gerundet und sanft geschwibt.

Damit beginnt meine Geschichte eigentlich erst, aber all dies mußte trotzdem zu tieferem Vertrauen vorher ausgesagt werden. Und wenn Sie lieber Herr, meine Geschichte trotz der weilschweifigen Einleitung schön finden und über den Schellenkönig leben, kann ich Ihnen zum Dank dafür nichts besseres wünschen, als daß es Ihnen vergönnt wäre, eine einzige Flasche des Weines schlürfen zu dürfen, der in diesem Faß, das des

Küfers Gottlob Wuerzt sterbliche Hülle trägt, gereist ist! Aber da ich sie Ihnen weder schenken kann, noch es täte, wenn es ich könnte, müßten Sie sich entschließen, im Jahre 1922 in die Flasche zu gehen, um sich dieses einzigartigen Genuß zu verschaffen, vorausgesetzt, daß eine solche Flasche überhaupt noch gegen Geld feil ist. Dabei war das Jahr 1922 zwar ein sehr gutes Sonnen- und Weinsjahr, aber mit den letzten „ganz großen“ von 1919 und 1920 war es allgemein nicht gemessen worden. Aber gerade auf der kleinen Edelgale von Meister Wuerzt Südzüpfel war ein Wein gediehen, von dem sein Betreuer wußte, daß die Trockenbeeren-Auslese bei richtiger Pflege einen „einmaligen“ Trank ergeben müßte. Ich sage ausdrücklich, er „wußte“ und nicht er ahnte oder schätzte es, denn ihm war die Gabe verliehen, schon an der vollgereiften Traube den Wein zu riechen, den sie versprach. Und dann erzoeh er an der rosinenartig geschumpften Spätlesefrucht, ob sie ihr Versprechen halten würde, und am 14. oder 15. Juli 1922 erließ er folgende Würdigung sei, — und fast nur mit der treuen Nase verfolgte er die vielen Wandlungen seines Schützlings im Faß bis zu dem entscheidenden Tage, an dem er mit nachwandlerischer Sicherheit feststellte, daß er nun seine „Hoch-Zeit“ erreicht habe und schon in ein bis zwei Wochen aus dem Faß zu „flaschenrei“ sei. Diese schwerlegende Entscheidung traf er freilich nicht, ohne auch seine nie versagenden Kontrollapparate, Zunge und Gaumen, zur Hilfeleistung herbeizuziehen, aber wenn ihm Gott in diesen Tagen mit einem Schnupfen geschlagen hätte, wäre das die größte Katastrophe seines Lebens gewesen, die sich auch zur Katastrophe für das Weingut und die gesamte Weinnwelt hätte auswaschen können. Wie ja auch das hoffnungsvollste Menschenkind dadurch alle Hoffnungen zunichte werden lassen kann, daß sich ein Schnupfen in diese entscheidende Augenblicke nicht beobachtet. Und bei den Spitzenweinen, die Gottlob Wuerzt persönlich zu pflegen für würdig befand, kann nach jahrelanger Faß-Jugend ein einziger Tag über höchstes „Sein oder Nichtsein“ entscheiden. In den letzten vierzig Jahren war Meister Wuerzt an diesen Tagen nicht ein einziges Mal freilich immer so rein gewesen wie die Adams, als Gott ihm den ersten Eden einblies und das Wort „Schnupfen“ noch gar nicht erfunden war, obwohl die diesbezüglichen Bazillen sicherlich auch schon im Garten Eden ein, wenn auch noch freudlos-verkümmertes, Dasein fristeten.

Das war im Frühjahr 1933, als für Gottlob Wuerzt letzten Schützling nach seiner und aller Sachverständigen Ansicht die Zeit der höchsten Reife nahte. Schon seit einigen Jahren gab es auf dem Weingut ein paar „fische Kräfte“, die mit gekraustem Stirnen das Bedenken äußerten, auch dem verdienstlosen Küfer sei eine Altersgrenze gesetzt, die Wuerzt mit seinen zwelndazigt Jahren nicht nur erreicht, sondern schon überschritten habe. Zum mindesten könne man ihn nicht mehr als Herr über Leben und Tod eines allerersten Spitzenweines betrachten. Das meinte der Meister Wuerzt, als er dem Weingut das letzte Wort zu sprechen hatte, auch kein Jüngling von fünfzig Jahren mehr und kannte seinen Küfer seit Anfang des Jahrhunderts. Meister Gottlob hatte ihm den 11er „im Brautgewand“ auf die Flasche gebracht und ein paar Halbstübe des Zfers von dem allgemeinen „Schieber“, nur der Inflationsjahre in den Privatkeller gerettet. „Gut“, meinte er auf alle Bedenken hin, „ich rikiere es, daß seine alte Nase ihn zum Schluß im Stich läßt und wir ein paar Tausender dabei verlieren. Diesen Verlust hätte mir der alte Wuerzt, denn vorher mehr als zehnmal eingetragener, außerdem durch mein Anerkennen, daß der 29er der letzte Wein sein solle, über den er entscheidet: dabei bleibt es.“ Aber auch dieser getreue Herr eines getreuen Knechts wurde unruhig, als Meister Wuerzt den Tag der Abfüllung immer länger hinausgezögerte, und es schiedlich hinführend, „ich würde mir vermutete er, der Alte wolle abergläubig diese letzten „Amthandlung“ aus in der Vorahnung, sie könne auch das Ende seines Lebens bedeuten. Und man bangte und zitterte um den kostbaren Wein, als Gottlob Wuerzt sich mit einer schweren Erkältung zu Bett legen wollte. Aller-

dings war er vorher noch einmal in den kalten Keller geschlichen, hatte dem besten Faß eine winzige Probe mit dem Stechheber entnommen, hatte die Wundermasse tief hineingesenkt und ein paar Tropfen über Zunge und Gaumen zerrieben, ehe er sich hinlegte. Und der junge Küfer, der sein Nachfolger werden sollte, ein Vater von sechs Kindern, der seine silberne Hochzeit vorbereitete, staunte ihn ehrfürchtig an, als er leicht-hin sagte: „Ich nicht, aber in ein paar Tagen wird er so steil sein.“

Der Arzt stellte eine Rippenfellentzündung fest und verordnete Betruhe von mindestens vier Wochen. Das hinderte nicht, daß Meister Wuerzt am dritten Tag in seinem „Dreifaltigkeitskeller“ erschien, noch und probele, um dann dem jungen Küfer die Anordnung zu geben: „Geh rasch zum Gutshaus und sach ihnen, es wäre so weit!“ Und als er allein war, füllte er sich gegen alle Gewohnheit einen weitausholenden gewölbten Römer und trank ihn in laisen bedächtigen Schlüpfchen mit selbigem Lächeln leer. Dann ging er und setzte zu Haus ein Schreiben auf, in dem er bat, ihn in Anbracht seines nicht unbeträchtlich hohen Lebensalters von weiteren Kellerdiensten zu entbinden.

Und nun, mein Herr, würden Sie vermutlich den unerseligen Küfer, der Küfer vom Dreifaltigkeitskeller, der in Wahrheit ein Noahkeller war, besich daran befragt hingelegt und die Augen für immer geschlossen —? Das beweist mir nur, wie nötig es war, diese Geschichte so ausführlich zu erzählen, denn es zeigt mir, wie wenig Sie meinen lieben Gottlob Wuerzt kennen! Von einer Rippenfellentzündung oder sonstiger Krankheit war fortan keine Rede mehr und der Alte lebte auf wie ein Vater von vielen heilräftigen Töchtern, nachdem er die letzte zur Hochzeitreise auf die Bahn gebracht hat. Nur leicht auf den Stock gepackt hat er sich ein Jahr darauf zu erster „Flaschenreise“ seines Weines zum Gutshaus, obwohl es eine gute Stunde Weg war. Er roch nur und nickte. Ließ ein paar Tropfen auf der Zunge zerrinnen und nickte. Zerkaute einen kleinen Schluck, machte die „Abgangsnick“, indem er den Schluck nur wenig in den Rachen gleiten ließ, und nickte. Und dann sah er wohlgefällig umher. Die anderen nickten auch. Die „fischen Kräfte“ staunten ihn an in beschämter Ehrfurcht. Und der getreue Herr des getreuen Knechts sagte: „Sie drankt Gott, lieber Meister Gottlob, daß ich nicht auf die andere geht, sondern auf Sie vertraut habe. Dieser Wein ist eines Meisters höchstes Meisterstück!“ Worauf Wuerzt nickte und zustimmend meinte: „Ich glaube, er wird mein bester.“

Dann aber wurde er seltsam unruhig, bis sein Dienstherr spürte, daß es etwas auf dem Herzen habe. Dies war es: „Gottlob Wuerzt hatte das Halbstück, das als „Bestes“ für den Privatkeller abgefüllt worden war, beiseite stellen lassen, da es alterschwach und bruchverdächtig sei. Aber diese letzte Anordnung seiner Dienstherr, beiseite er nun, sei sächlich nicht vollzogen.“ Ich weiß, daß Sie, wenn Sie den Meister von Verwendungsfähigkeit nahe wäre. Kurzum: er bäre, daß man ihm dies Faß schenke, damit sein Freund Jupp Tönnies, der Tischler, ihm daraus seinen Sarg zimmern könne. „Aber in diesen Sarg“, fuhr er fort, „ist die Flasche gewahrt, mußte mit mir auch eine Flasche von „meinem letzten“ gelegt werden, die ich bis dahin in meinem eigenen Kellerchen pflegen mochte.“

„Ich verstehe“, sagte der getreue Herr, „so wie man alten Kriegern ihre Rüstung mit ins Grab gibt.“

Am nächsten Tag brachte man ihm drei Flaschen des kostbaren Weines. Die erste trank Meister Wuerzt mit dem Zimmermann Jupp Tönnies, nachdem dieser ihm den Sarg genau aufgezeichnet hatte. Die zweite holte er schweren Herzens aus dem Keller, als ihm im Herbst eines Abends so seltsam zu sich kam, daß die Jungen die Freude nicht zu zerstören, denn es war gerade Winzerfest. Und die dritte ritt mit ihm in der Erde. Das hat mir Jupp Tönnies, der Zimmermann, erzählt. Auf den ist Verlaß. Aber darum habe ich wohlweislich verschwiegen, wo Gottlob Wuerzt begraben liegt —

Die Gefahren der Alpen

(K. Helligenstaedt)



„Also, ich versteh nicht, wie man immer von den Gefahren des Wintersportes reden kann!“ — „Na, und an die Hotels denkst du gar nicht?“

Chamberlain und der Friede

(Erich Schilling)



„Lassen wir uns vom Wetter nicht beeinflussen, kommen Sie unter meinen Schutz!“

Schwabinger Griechen

(Karl Arnold)



„Ja, willst du so zum Fest?“ — „A wo, für die Trambahn zieh ich natürlich an Mantel drüber!“